

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das gemeinschaftliche Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre
1871 auf der Hauptversammlung zu Speyer

[urn:nbn:de:bsz:31-341396](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341396)

Der Peterspfennig, dem Apostel Petrus, dem angeblich ersten römischen Bischof, zu Ehren also benannt, soll eine Liebesgabe für den Papst sein. Diese Liebesgaben sind daher mit jenem bedeutungsvollen Namen bezeichnet worden. Der Peterspfennig wurde vor der Reformation in den nordischen Reichen bezahlt und ist aus einer freiwilligen Gabe eine nothwendige Steuer geworden, welche dann die Päpste als Zeichen der Abhängigkeit forderten.

Zuerst wurde der Peterspfennig in England gegeben, und dort ist auch die Methode, ihn aus einer Liebesgabe zu einer Steuer zu machen, zuerst in Anwendung gebracht worden. König Ina v. Wessex listete während einer Wallfahrt nach Rom dort eine Schule und verordnete, daß zu ihrer Unterstützung jährlich eine Collecte von jedem Hause erhoben werde. Festerer Gestalt nahm der Peterspfennig an unter dem König Dissa (+ 796). Nachdem dieser König durch verrätherischen Mord seine Herrschaft in England erweitert, ging er nach Rom, um dort Absolution zu erlangen. Er schied als des Papstes Freund und war so wohlthätig in Rom, daß er dem Nachfolger Petri für die Armen und Beleuchtung der Kirche eine jährliche Dotation aus seinem Lande zusagte. Diese wurde von da an mit steigender Strenge erhoben. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde sie als Handpfennig am Tage Petri von jedem Hause bei harter Strafe verlangt. Gregor VII ließ sie von Wilhelm dem Eroberer sogar als ein Zeichen der päpstlichen Oberhoheit einfordern. Auch zahlte Wilhelm die Summe, wies jedoch den päpstlichen Anspruch zurück; die folgenden Könige aber hatten immer noch mit diesem Anspruch zu kämpfen und waren gleich ihrem Lande durch des reinigen Dissa fromme Gabe bedrückt, bis endlich Heinrich VIII die Parlamentsacte, welche den Peterspfennig aufhob, besätigte.

Gregor VII wollte auch in Frankreich und Spanien den Peterspfennig einführen, aber er wurde abgewiesen. Glücklicher waren dagegen die Päpste in Schweden und Norwegen, auf den Färöer-Inseln und in Irland; und auch großmüthig genug, um von den entlegenen Inseln den Zoll für den Stuhl Petri in Waaren, statt in Geld, anzunehmen.

Im eigentlichen Deutschland ist der Peterspfennig damals nicht eingeführt worden, aber in Dänemark eine Zeit lang, ebenso in Polen und dann auch während des 14. Jahrhunderts

einigemal im Ordenslande Preußen erhoben worden.

Mit der Reformation verschwand diese lästige und drückende Abgabe. Erst das Jahr 1859 gab Anlaß sie zu erneuern, da damals ein Theil der päpstlichen Staaten an Italien fiel. Sie wurde nun wieder als sogenannte freiwillige Liebesgabe eingeführt, um dem Papst den Ausfall in seinen Einnahmen zu ersetzen. Die Einverleibung Roms in Italien hat den äußeren Anlaß zu einer neuen Belegung der Steuer gegeben, eigentlich aber jeden inneren Grund für dieselbe weggenommen. Denn der italienische Staat hat durch das Garantiegesetz dem Papste die jährliche Rente von 3,225,000 Lire oder Fres. ausgenommen, eine Summe, mit welcher er reichlich auskommen kann, wenn er als Bischof katholischer Christen deren religiöse Angelegenheiten pflegen und die Hegereien einer weltlichen Politik aufgeben will. Die römisch-katholischen Christen, welche diese Liebesgaben heute zahlen, mögen zusehen, daß sie ihren Kindern nicht ein hartes Joch aufladen. Wenn die Opposition des Papstes gegen die Entwicklung der Welt fort-dauern soll, muß auch diese „Liebesgabe“ wiederum in eine „Pflicht“ jedes papstgläubigen Katholiken verwandelt werden.

Deshalb sollten alle Vaterlandsfreunde das katholische Volk aufklären. Der Papst ist nicht in Noth, außer durch seinen Eigensinn. Der Peterspfennig entzieht große Summen dem deutschen Volke und nährt eine staatsfeindliche Agitation. Die großen Anstrengungen, mit welchen gerade die ultramontanen Blätter für denselben eintreten, beweisen, daß er die schlimmsten Feinde der modernen Cultur unterstützt. Er schmeichelt dem Papst mit unerfüllbaren Ansprüchen und nährt einen Zustand, der in der katholischen Kirche selbst die Corruption immer tiefer um sich fressen macht.

Das gemeinschaftliche Liebeswerk des Gustav-Adolfs-Vereins im Jahre 1871 auf der Hauptversammlung zu Speyer.

Auch in diesem Jahre ist unser Verein der durch eine mehr als 20jährige Uebung geheiligten und mit den schönsten Erfolgen gekrönten Sitte treu geblieben, durch ein von allen Hauptvereinen auszuführendes, gemeinsames Unterstützungswerk ein bleibendes Denkmal seiner

Hauptversammlung zu stiften. Dem Centralvorstande liegt es ob, den Hauptvereins-Abgeordneten zu diesem Zwecke drei Gemeinden zur Auswahl zu stellen, welche nicht nur wegen ihres besonders dringenden Nothstandes, sondern auch im Interesse der evangelischen Kirche überhaupt einer solchen außerordentlichen, kräftigen Auf- und Durchhilfe vorzugsweise bedürftig und werth zu achten sind. Schon aus einer gedrängten Schilderung von nur drei Gemeinden, welche die Pflege des Gustav-Adolf-Vereins nöthig haben, wirst Du, lieber Leser, zur Ueberzeugung kommen, daß Du zur Abhülfe von Nothständen der Befenner der evangelischen Kirche Dein Scherlein nicht unnütz gesteuert hast, welcher Glaube wahrlich noch vielen Gliedern unserer Kirche fehlt, denn sonst müßten nicht so Viele, derselben zugehörig, angetroffen werden, die für diesen edlen Zweck keinen Pfennig übrig haben.

Die Gemeinden, welche diesmal vom Centralvorstand der Liebesgabe würdig und bedürftig vorgeschlagen wurden, sind nach alphabetischer Ordnung: 1) Karlsberg in der bayerischen Rheinpfalz, 2) Bozdechow im österreichischen Mähren und 3) Schroda in der preussischen Provinz Posen, im ehemaligen Polen.

Karlsberg in der Rheinpfalz unweit Speyer ist schon lange und oft in den Kreisen des Gustav-Adolf-Vereins genannt worden. Bei Erbauung einer Kirche in den Jahren 1863 und 1864 hatte diese Gemeinde bei unseren Vereinen große Theilnahme gefunden und aus Vereinsgaben etwa 5500 Thlr. erhalten, aber doch mit Hilfe der Scherlein der armen Karlsberger selbst konnte der einfache Kirchbau vollendet und am 12. November 1864 eingeweiht werden. Nun hat sich vorten in jüngster Zeit ein neuer kirchlicher Nothstand herausgestellt, und um diesen wohl zu verstehen, müssen die allgemeinen Verhältnisse der dortigen Gemeinde dargelegt werden.

Karlsberg ist nach seiner Entstehung, seiner Lage und seiner ganzen Beschaffenheit ein höchst eigentümlicher Ort, dessen bald größere, bald kleinere Häusergruppen und einzeln stehende Häuser sich auf dem langgestreckten Magenberge und an dessen Abhängen in einer Länge von fast 2 Stunden und in einer Breite von durchschnittlich $\frac{1}{2}$ Stunde hinziehen. Der ganze Magenberg war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit Wald bedeckt. Da ließen die lutherischen Grafen von Leiningen, zu

deren Herrschaft der Magenberg gehörte, um theils ihrer Verarmung, theils der durch den 30jährigen Krieg und die französischen Kriege gegen Deutschland herbeigeführten Entvölkerung des Landes abzuhelpen, den ganzen Wald abholzen, und beschloßen das entholzte Land an Ansiedler in Erbpacht zu geben, welche sich durch Schilderung der Fruchtbarkeit des Bodens, durch das Versprechen völliger Religionsfreiheit, ja selbst durch Eröffnung einer Freistätte für Verbrecher jeder Art auch bald herbei ließen. Zahlreich strömten der nach einem der Grafen benannten Colonie Karlsberg besonders die in der bayerischen Kurpfalz und im Elsaß bedrängten und verfolgten Protestanten, aber auch sonst Leute aus allerlei Volk und aus aller Herren Länder als einer willkommenen Zufluchtsstätte zu. Doch bald sahen sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht und stoben großen Theils wieder auseinander. Denn der entwaldete Boden war und ist noch heute fast durchgängig loser Flugsand, welcher in guten Jahren eine kärgliche Korn- und Kartoffelernde trägt, während in minder guten die wenigen Früchte bald durch Dürre, bald durch Rässe verderben. Nur 500 Seelen, meist Protestanten mögen damals zurückgeblieben sein. Erst unter französischer Herrschaft nahm vorzugsweise die katholische Bevölkerung wieder zu, und vermehrte sich besonders durch Vermischung mit Zigeunern, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Karlsberg zahlreich angesiedelt hatten. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß die aus solchen Elementen hervorgewachsene Gemeinschaft bald das Bild der äußersten Verwilderung und Entfittlichung darbot und der Name „Magenberger,“ mit dem man die Karlsberger umtaufte, der Abscheu und Schrecken des Landes wurde.

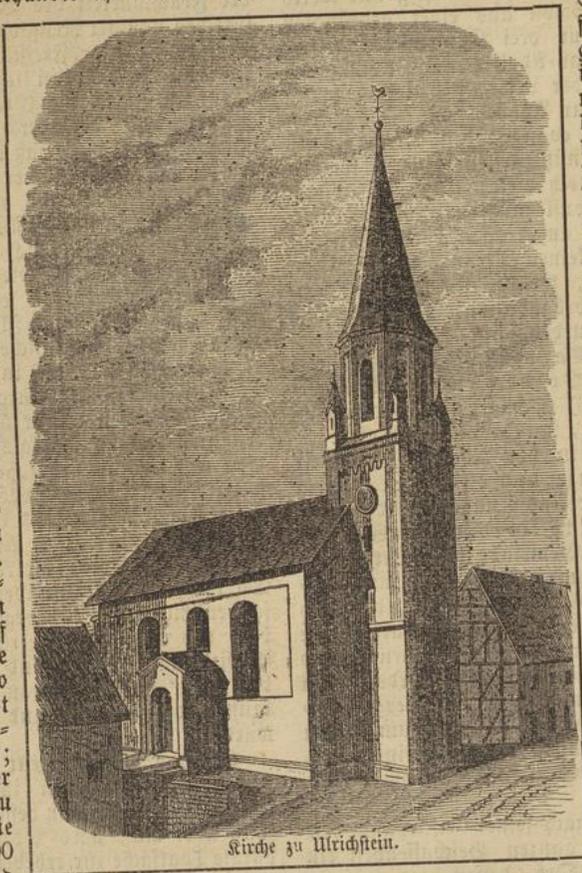
Es mag dahin gestellt bleiben, ob zur Zeit von den Karlsbergern im Allgemeinen gesagt werden könne, sie seien besser als ihr Ruf. Jedenfalls aber muß uns Protestanten die verbürgte Thatsache zur erhebenden Freude gereichen, daß die dortige protestantische Bevölkerung von dem Makel, welcher an ihrem Namen haftet, sich rein zu erhalten gewußt und das Zeugniß der Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit, der Zucht und Sitte sich bis auf diesen Tag bewahrt hat, obgleich sie den sittlichen Gefahren vorzugsweise ausgesetzt sind, welche die den Karlsbergern durch die bittere Noth aufgedrängte Lebens- und Er-

werbsweise im Gefolge hat. Die Unfähigkeit des Bodens, auch nur den sechsten Theil der gegenwärtigen Bevölkerung zu ernähren, der Mangel, in der Nähe lohnende Wald-, Feld- oder Fabrikarbeit zu finden, hat zur Folge gehabt, daß die Karlsberger von jeher bis auf den heutigen Tag mit einem vollständig organisirten, weithin sich erstreckenden Hausrhandel ihr kümmerliches Brod verdienen, und gerade für die Evangelischen bildet dieser Handel mit seinen mancherlei Versuchungen und Gefahren die wesentlichste Erwerbsquelle. Außer einigen Handwerfern, die für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse arbeiten, führen Alle ein eigenthümliches Nomadenleben. Und doch wird glaubwürdig versichert, daß gerade die Evangelischen Karlsbergs in sittlicher und religiöser Hinsicht es mit manchen wohlgeordneten Gemeinden aufnehmen können. Betrug und Schwindereien werden ihnen nicht zum Vorwurf gemacht; Bankerotte kommen bei ihnen so gut wie gar nicht vor; öffentliche Bettler gibt es Wenige; das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen ist wie 1 : 11, und von 300 getauften Kindern sind nur 2 uneheliche nicht von den Vätern anerkannt und durch nachfolgende Ehe legitimirt worden. Der Besuch des Gottesdienstes läßt nichts zu wünschen übrig und die Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke ist groß.

Wie steht es aber um ihre kirchliche Versorgung? Eine Kirche hat ihnen unser Verein, wie oben bemerkt, bauen helfen, und die Ge-

meinde hat inzwischen innerhalb vier Jahren 1200 Thlr. zur Beschaffung einer Orgel aufgebracht. Aber sie entbehren eines eigenen Geistlichen, denn da sie seither zur Pfarrei Ulteiningen gehören, mit 2800 Seelen, 4 Kirchen, 7 Schulen und 4 Friedhöfen, reicht die Kraft eines einzigen, wenn auch noch so thätigen Geistlichen nicht aus, in dem über 2 Stunden langen Kirchspiele der

Seelsorge in dem Anfange obzuliegen, wie gerade die Verhältnisse in Karlsberg doppelt nöthig machen, denn der Gottesdienst kann daselbst nur alle drei Wochen gehalten werden. Die 72 bestehenden gemischten Eheerbschen das Interesse der evangelischen Kirche mit der Energie zu wahren, welche allein die ihr fortwährend drohende Einbuße an dem heranwachsenden Geschlechte abzuwehren vermag. Zwar ist die Zahl der evangelischen Einwohner keineswegs in der Abnahme, sondern vielmehr in stetiger, ja fast erschreckender Zunahme begriffen; erschreckend um deswillen, weil dieses Wachstum nicht in neuem Zuzug, sondern in den überaus zahlreichen Geburten seinen Grund hat, so daß mit dem Wachsen der Gemeinde aber auch die Verar-



Kirche zu Ulrichstein.

mung eines großen Theils der Gemeinde unausgesetzt zunimmt. Von 1827 bis 1871 ist die Zahl der Protestanten von 678 auf mehr als 1300 gestiegen. Aber in noch höherem Grade hat, vornehmlich wohl in Folge der Ausbeutung der gemischten Ehen, welcher man erst in neueren Zeiten von Seiten der Evangelischen mit Erfolg zu steuern bemüht gewesen ist, auch die Zahl der Katholiken in dem

gedachten Zeitraum von 400 bis auf mehr als 1100 zugenommen. Hierdurch liegt für die Protestanten die Gefahr nicht ferne durch die Uebersahl der Römer das Uebergewicht in der Gemeinde verlustig zu gehen, und die Gemeindevertretung und Gemeindeverwaltung zu verlieren, die bis dato zum Besten des Ganzen ihren Händen anvertraut geblieben ist.

So wird es erklärlich, daß der Pfälzische Hauptverein seit 1863 auf die Errichtung einer eigenen Pfarrei in Karlsberg hinarbeitet und bereits dafür 1300 Thlr. zusammengebracht hat. Die Gemeinde selbst, deren Belastung und deren Armuth mit der zunehmenden Bevölkerung in gleichem Verhältnisse wachsen, kann mit dem besten Willen, bei 1800 Thlr. jährlicher Staatssteuer und dem Doppelten an Gemeinumlagen etwas Erhebliches nicht thun.

Sollte man nun glauben, durch allmähliges Einsammeln von Vereinsgaben und durch die eigenen Anstrengungen der Gemeinde könnte das ersehnte Ziel, Pfarrhausbau u. Gründung einer Pfarrbesoldung für Karlsberg, in einem Zeitraum von mehre-

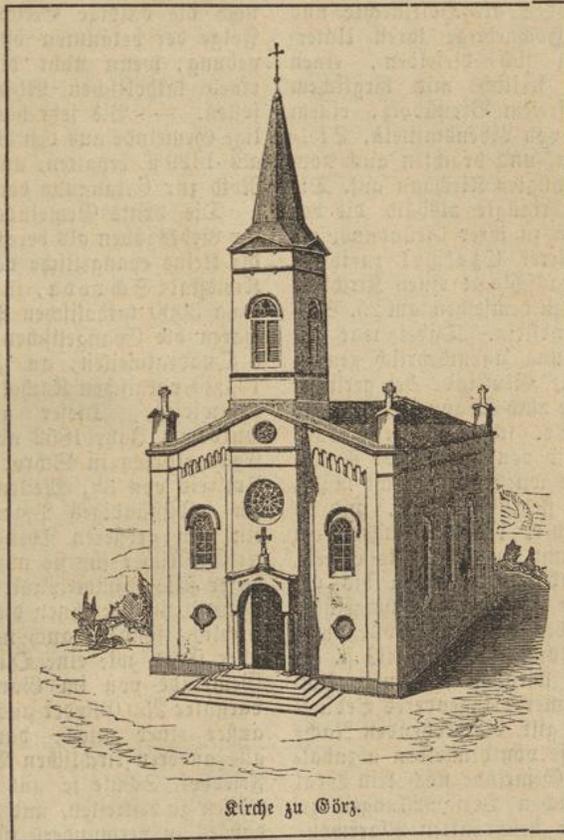
ren Jahren erreicht werden! Aber von katholischer Seite ist der Plan gefaßt und mit löblichem Eifer der Ausführung nahe gebracht, in Karlsberg rasch eine katholische Pfarrei zu errichten, wofür bereits ein Kapital von 20,000 fl. zur Verfügung steht. Es bedarf in unserer Zeit nicht wohl des weiteren Nachweises, daß dann bei dem Wohnsitz eines katholischen Priesters in Karlsberg der Mangel eines eigenen evangelischen Geistlichen,

welcher seine Glaubensgenossen zusammenhalten und unberechtigten Uebergriffen mit Nachdruck entgegen treten könnte, unter den dort bestehenden Verhältnissen geradezu verhängnißvoll werden müßte. Die Sache steht nun einmal, und zwar nicht durch unsere Schuld, noch immer so, daß die Evangelischen mit ihren katholischen Brüdern in Eintracht und Friede leben können (was auch in

Karlsberg wesentlich der Fall ist), aber der katholischen Kirche und ihren Priestern von Oben bis Unten gegenüber stets auf der Wache stehen und zur männlichen Gegenwehr gerüstet sein müssen; darum eine eigene Pfarrei und Pfarrbesoldung nach Karlsberg.

Wir wenden uns aus der hinteren Pfalz nach dem reichen Grenzgebirge Nährungs, um auf einen vielleicht noch schreienderen Nothstand das Augenmerk zu richten, und zwar der evangelischen Gemeinde Pözdachow, die erste im dortigen Lande, welche seit der dortigen Toleranzzeit ihre selbstständige Gründung erstrebt und mit schweren Opfern bereits errungen hat. Bis zu Anfang des Jahres 1870 gehörte diese Gemeinde mit

noch andern zur der über sechzehn Quadratmeilen zerstreuten Gemeinde Fastana mit etwa 2600 Seelen. Aber die stundenweite Entfernung von der Mutterkirche, welche sie nur auf den beschwerlichsten Gebirgswegen erreichen konnte, die Schwierigkeiten eines regelmäßigen Besuchs der Katechumenen an dem Confirmandenunterricht u. lassen die Evangelischen 1826 den Plan ihrer selbstständigen Gemeindegrün-



Kirche zu Görz.

dung fassen und im Jahre 1829 die Einleitung zu einem Kirchenbau treffen. Durch die Ungunst der politischen Verhältnisse in Oesterreich noch mehr, als durch die Armuth der im Ganzen 103 zählenden Familien der Gemeinde, konnte jenes Vorhaben erst im Jahre 1869 sich einen besseren Erfolg versprechen. Ungeachtet der äußersten Armuth der Leute, die bei unfruchtbarem Gebirgsboden als Holzknechte und Schindelarbeiter im Hochgebirge ihren Unterhalt suchen, erbaten sich dieselben, einen eigenen Geistlichen, freilich mit kärglichem Gehalt von 160 fl., freiem Brennholz, einem bestimmten Quantum von Lebensmitteln, Stollgebühren u. anzustellen, und brachten auch noch 660 fl. für den beabsichtigten Kirchbau auf. Die Gemeinde Pozdechow erlangte alsbald die behördliche Genehmigung zu ihrer Gründung, erwählte sofort den Pfarrer Czeszek zu ihrem ersten Geistlichen, veranschlagte einen Kirchbau zu 17,856 fl. und legte zu demselben am 25. September 1870 den Grundstein. Dabei war der Bau einer Pfarrwohnung unentbehrlich geworden, so daß die arme Gemeinde bei geringer Unterstützung, wenn sie auch Spann-, Hand- und Steinbruchdienste leistete, schon das erste Baujahr mit einem Deficit von über 1300 fl. abschloß. Die Gemeinde wurde aber nicht müde, was in ihren Kräften steht zu leisten, und ob sie gleich jetzt reichlichere Unterstützungen vom Gustav-Adolf-Verein und anderen Orts erhielt, Pfarrhaus gebaut und der Kirchbau bis zur oberen uneingewölbten Fensterhöhe ausgeführt worden war, so ist aber zu dessen Vollendung noch mindestens die Summe von 13,000 fl. erforderlich. Inzwischen wird die schleunige Vollendung des Baues immer dringenderes Bedürfnis, nicht nur weil es gilt, die drohenden Nachteile der Wettereinflüsse von demselben abzuhalten, sondern weil der Gemeinde noch kein Local für ihre gottesdienstlichen Versammlungen zu Gebote steht, außer der beschränkten Pfarrwohnung, welche, obgleich die wenigen Zimmer derselben sonntäglich für obige Zwecke geräumt werden müssen, doch so unzulänglichen Raum bieten, daß Ohnmachten zur Tagesordnung gehören und jüngst der den erkrankten Pfarrer vertretende fremde Geistliche von einer solchen angewandelt wurde.

Um den Bestand einer evangelischen Gemeinde zu beeinträchtigen, beabsichtigt man mit Hilfe mächtiger Einflüsse dorten eine katholische

Kirche zu errichten und den Bau der evangelischen Kirche durch viele Beschwerden unmöglich zu machen, darum gilt es den Bau möglichst zu beschleunigen. Dazu thut Hilfe noth, da die arme, aber glaubenstreue Gemeinde Pozdechow, ohne Natural- und persönliche Leistungen über 8000 fl. aus eignen Mitteln für Zwecke der evangelischen Kirche geleistet hat. Dazu kommt noch die baldige Errichtung einer Schule, in Folge der bekannten österreichischen Schulgesetzgebung, wenn nicht die Kinder dem Einfluß eines katholischen Lehrers hingegeben werden sollen. — Bis jetzt hat diese arme, opferwillige Gemeinde aus den Vereinsmitteln nicht mehr als 1429 fl. erhalten, und empfiehlt sich in ihrer Noth zur Erlangung der Liebesgabe.

Die dritte Gemeinde, welche zum Empfang der Liebesgaben als berechtigt vorgeschlagen, war die kleine evangelische deutsche Gemeinde in der Kreisstadt Schroda, in der Provinz Posen, mit etwa 3000 katholischen Polen. Im Jahre 1833 waren die Evangelischen auf einem Gebiete von 6 Quadratmeilen, an Zahl über 3000 unter 13,000 polnischen Katholiken, der Parochie Bnin zugewiesen. Dieser großen Unbequemlichkeit wurde im Jahr 1852 abgeholfen, indem für die Evangelischen in Schroda und in 82, in einem Umkreis von $3\frac{1}{2}$ Meilen gelegenen Ortschaften ein selbstständiges Pfarrsystem geschaffen und ein zum größeren Theile vom Staate befordeter Geistlicher für sie angestellt wurde. Es war dieser feste Sammelpunkt der Deutschen, in einer Gegend, in der ihnen die Bevölkerung nicht bloß kirchlich, sondern auch national feindlich gegenüber stand, wie eine Dase in der Wüste. Eine Gemeinde von im Ganzen 650 Seelen, und darunter 250 Glieder aus Beamtenfamilien hatte außer einer alten, baufälligen Klosterkapelle, alle anderen kirchlichen Bedürfnisse, Pfarrhaus, Friedhof, Schule u. aus ihren freiwilligen Beiträgen zu bestreiten, und die waren so bedeutend, daß es zu verwundern ist, wenn die Gemeinde Schroda noch besteht. Im Jahre 1862 wurden die Verhandlungen eines Pfarrhauses eingeleitet, 1863 wurde der Bau einer Kirche, statt der armseligen Klosterkapelle, dringend, 1869 ward die Beschaffung eines eignen Begräbnisplatzes wegen den unerträglichen Beschwerden der Mitbenutzung des städtischen Friedhofs, ein unausschiebliches Bedürfnis, und zu diesem Allem sind der Gemeinde von freiwilligen Liebesgaben bis zum Jahre 1870 kaum 400 Thlr. zugekommen.

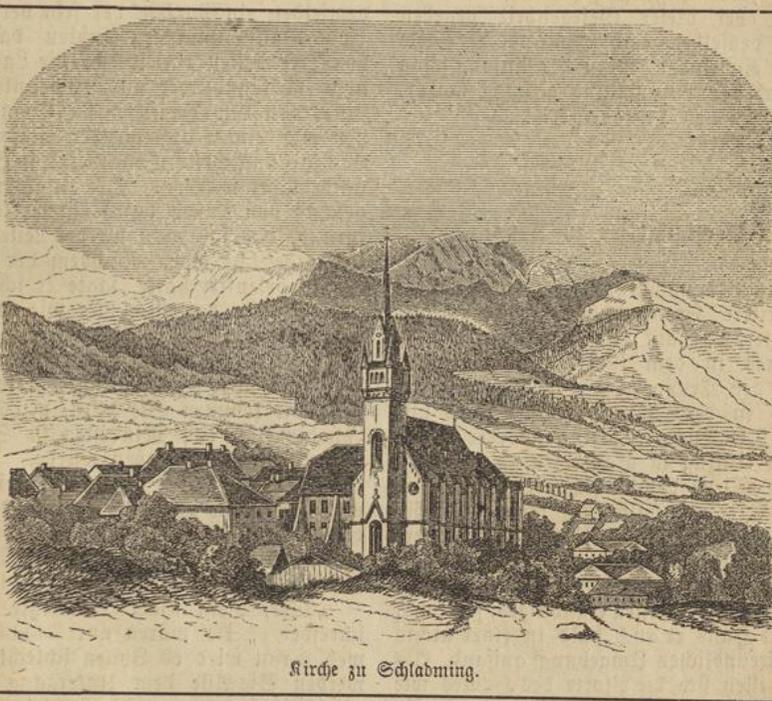
Erst im Jahre 1871 ist dem Centralvorstand von dem jetzigen dortigen Pfarrer Rückert eine Schilderung der dortigen Verhältnisse zugegangen, welche das kräftige Einschreiten des Vereins als eine kaum abzuweisende Pflicht erscheinen lassen muß. Am verhängnißvollsten für das Gedeihen der jungen Gemeinde war die bei ihrer Errichtung getroffene Bestimmung, daß der anzustellende Geistliche bis zur Erbauung oder zum Erwerb eines Pfarrhauses selbst für sein Unterkommen zu sorgen habe. Wenn mehrmals Gelegenheiten

sich boten, eine Pfarrwohnung zu erwerben, so scheiterten diese theils an der Mithellosigkeit der Gemeinde, theils an dem bösen Willen der wenigen Vermögenden, die glaubten, in der eingeführten Weise für ihren Säckel besser wegzukommen, da der Pfarrer bei einem Gehalt von 700 Thaler

leicht für Hausmiete hundert Thaler Einbuße leiden könne. Ist diese Abgabe von einer knapp dotirten Pfarrstelle bei gegenwärtiger Zehrerung aller Bedürfnisse schon drückend, aber noch weit drückender ist es in einer durchaus katholischen und fanatisch-polnischen Stadt, in welcher eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Beamten Wohnung brauchen, für die deutsch-evangelischen Geistlichen eine irgend geeignete Mietwohnung zu erlangen. Für den jetzigen Pfarrer konnte nur eine einzige Miete in der weitesten Entfernung von der Kirche am entge-

genesetzten Ende der Stadt mit 2 kleinen Stuben und einem Altoven für seine Frau und 4 Kinder erhalten werden. Und was hat die Familie in dieser Wohnung erdulden müssen, von dem sich Manches gar nicht ziemt auf dem Papier zu veröffentlichen! Hinter der Spur des Pfarrers wurde die Treppe oft mit Weihwasser besprengt, um die legerischen Geister zu bannen, und von den katholischen Dienstleuten mit Schimpfen und Fluchen gedroht, wo sie eins von der Familie ansichtig wurden. Und doch ist eine

Kündigung der Wohnung nicht thunlich, weil eine andere nicht zu erlangen ist. Ja wie schlimm es hier steht, geht aus der Aeußerung eines katholischen Vicars an den evangelischen Pfarrer, er sei eigentlich sein Schutz, denn es koste ihm nur ein Wort, und er werde nirgends im Orte eine Wohnung finden, hervor.



Kirche zu Schladming.

Zum Pfarr- und Kirchbau seien mindestens 14,000 Thlr. erforderlich, von denen wohl die Gemeinde 8000 Thlr. durch Steuern, Gnadengeschenke etc. ausbringen werde, so daß die fehlenden 6000 Thlr. mit der gemeinsamen Liebesgabe, wenn sie der Gemeinde zufällt, gedeckt werden könnten, jedoch mit der Bedingung, daß vor Allem für ein Pfarrhaus gesorgt werden müßte.

Bei der hierauf erfolgten Abstimmung für das große Liebeswerk von 5300 Thlr. = 9275 fl., erhielt Schroda 66 Stimmen, Karlsberg 9

und Pozdechow 2 Stimmen. Zum Schlusse dieser ersten, wichtigen Verhandlung darf ein nobeler Zug des Karlsberger Presbyteriums nicht verschwiegen bleiben. Als dasselbe von der großen Noth der beiden andern Gemeinden in Mähren und Polen hörte, mit denen sich ihre kirchliche Noth nicht vergleichen lasse, so bat es den Centralvorstand, die beiden anderen wärmer zur Liebesgabe zu empfehlen, als Karlsberg. Diese ehrenwerthe Erklärung, die eigentlich zum ersten Male, jedes Eigennuzes baar, von den Karlsbergern bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, wird denselben doch von anderer Seite reiche Gaben einbringen, wozu der Anfang schon am Tage nach der Abstimmung gemacht wurde. Nochmals: Ehre den Karlsbergern!

Das Nachtquartier zu Sens.

Der Erzähler nachstehenden Erlebnisses in einem Quartiere Frankreichs, ein preussischer Militärbeamter, war auf dem Marsche des siegreichen Heeres in dem südlichen Theil jenes Landes, mit den Truppen, zu denen er gehörte, gegen Abend in der schönen Stadt Sens angekommen. Die Blaukittel und anderer Pöbel schauten dem Einzug in großer Aufregtheit zu und in jeder Miene drückte sich deren Haß und Drohung aus. Auch hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß in der Umgegend mehrere von den deutschen Soldaten verschwunden seien.

Das Quartierbillet für ihn lautete auf einen Gerichtschreiber NN., dessen einstödiges, schmutzig angestrichenes Haus er auch bald in einer nichts weniger als freundlichen Umgebung auffand. Als auf sein Schellen sich die Pforte des Hauses wie in scheuer Furcht öffnete und ein paar große schwarze stehende Augen ihn anstarrten, da war es der Hausbesitzer in einem alten Ueberrock und in einen dichten Shawl eingehüllt, der am ganzen Körper vor Kälte schlotterte. Seine erste Frage an den Einquartierten, ob er allein sei, ob er keinen Burschen habe? Als erstere Frage bejaht und letztere verneint wurde, zeigte sich in seinem Gesichte ein Ausdruck der Befriedigung, der den Einquartierten befremdete. Kaum war diese Antwort vernommen, hatte der Hausherr schon die Thüre ins Schloß geworfen, die Riegel vorgeschoben, und dies in so heftiger Weise, als

wollte er damit sagen: „Nun habe ich dich in der Falle“.

In unangenehmer, kriechender Haltung schritt er mit dem Brustien durch einen engen dunkeln Gang, öffnete dann das Zimmer, welches ihm zum Quartier dienen sollte, das nicht sehr freundlich ausah. Trotz der vorgeschrittenen Dämmerung konnte derselbe noch einen Ueberblick über die Umgebung des Hauses von der Rückseite gewinnen, denn in dieser lag das Zimmer. Vor dem Fenster war ein kleiner Hof und hinter demselben ein Garten, der sehr verwüstet ausah. Hohe Backsteinmauern saßten das Grundstück von drei Seiten ein, welche die Lage des Hauses noch unfreundlicher und unheimlicher machten. Links von den Fenstern stand eine Art Schuppen mit einem ansteigenden Dach, unter dessen Bodenräumlichkeit wahrscheinlich Heu und Stroh aufbewahrt wurden. Der Zugang zu demselben geschah von Außen durch einen erkerartigen Vorsprung, das sah man an der Leiter, die an diesen angelehnt war. Nachdem der Einquartierte sich so orientirt hatte, sagte er scherzend zu seinem Wirth, daß man hier wie in einem Kerker eingeschlossen sei. Dieser darob betreten, erwiderte: „Dürchten Sie nichts, Sie sind hier ganz sicher, es wird Ihnen nichts zustoßen“.

„Wie kommen Sie dazu, mir Das zu sagen. Ich bin nicht im Mindesten in Sorge darüber, daß mir etwas zustoßen würde. Ich schlafe bei offenen Thüren, ich habe weder einen Revolver, noch sonst eine Waffe bei mir, aber 50,000 Soldaten sind vor uns, und 5mal so viel folgen uns und wehe dem, der einem Deutschen auch nur ein Haar krümmte“, lautete die Entgegnung.

„Wie, mein Herr“, versetzte der Gerichtschreiber, „Sie wären nur 300,000 Mann? D weh, dann wird es Ihnen schlecht gehen; dann werden Sie Alle dem Untergang geweiht sein“.

„Wie so meinen Sie das?“

„D unten an der Loire steht ein französisches Heer, eine Million stark, das wird über Sie herfallen und Sie Alle, Alle vernichten“.

„Also eine Million, und trotz dieser Million brauchen Sie sich wegen uns nicht zu beunruhigen“.

(Die Armee des Prinzen Friedrich Karl war nicht nach der Angabe 300,000 Mann, sondern in der That höchstens 50,000 Mann, aber durch die geniale Art der Verwendung hatte sie den Anschein der sechsfachen Anzahl. —)

So unheimlich die Gestalt und das Beneh-